Langzeitstudie widerlegt Zusammenhang zwischen Bewältigungsmuster und Krankheitsverlauf

Es gibt Vermutungen, wonach die Art und Weise der Krankheitsbewältigung den Verlauf einer Krebserkrankung beeinflusst. Aber ist das wirklich so? Forscher der Medizinischen Hochschule Hannover (MHH) sind dieser Frage bei Brustkrebspatientinnen in einer Langzeitstudie nachgegangen. Dabei zeigte sich, dass es keinen Zusammenhang zwischen den Bewältigungsmustern und dem Krankheitsverlauf wie etwa dem Rückfallrisiko gibt. Auch Depressionen sind bei Brustkrebspatientinnen viel seltener als gemeinhin angenommen. Die Niedersächsische Krebsgesellschaft hat das aufschlussreiche Forschungsprojekt mit 10.000 Euro unterstützt.

Mehr als 250 Brustkrebspatientinnen aus dem Raum Hannover hatten sich ab dem Jahr 2002 bereiterklärt, an einer Langzeitstudie der MHH teilzunehmen. Wissenschaftler der Medizinischen Soziologie wollten wissen, wie Frauen ihre Krebsdiagnose verarbeiten, ob sich ihre Bewältigungsmuster sowie ihre Lebensweise im Laufe der Zeit verändern und ob die Art und Weise der Krankheitsbewältigung den Krankheitsverlauf beeinflusst. Dafür wurden die Frauen zunächst unmittelbar nach der Operation ausführlich befragt. Zwei weitere qualitative Einzelinterviews folgten nach einem bzw. nach sechs Jahren. Anschließend wurden die Befragungsergebnisse Ende 2011 mit den Krankheitsdaten verglichen.

Die wohl wichtigste Erkenntnis aus dieser aufwändigen Studie fasst Studienleiter Prof. Dr. Siegfried Geyer zusammen: „Anders als vielfach angenommen zeigen unsere Ergebnisse, dass die Reaktionen der Patientinnen auf die Erkrankung und das Bewältigungsverhalten keine Auswirkungen auf den Krankheitsverlauf haben. Ebenso wenig scheint eine gesunde Lebensweise, etwa durch eine bewusstere Ernährung, bei einer so biologisch bestimmten Erkrankung wie Brustkrebs eine Rolle zu spielen.“ Mit anderen Worten: Egal, wie „gesund“ sich die Frauen verhielten, ob sie sich aktiv und optimistisch mit der Krankheit auseinandersetzen (adaptiv), die Krankheit verleugneten oder ein eher passives Gefühl der Hilflosigkeit erlebten (maladaptiv) – das Risiko, ein Rezidiv zu bekommen oder zu versterben war immer gleich groß.

Die Erkrankung wurde von den allermeisten Frauen zunächst als bedrohlich erlebt, in Einzelfällen auch verleugnet. Doch mit der Zeit gelang es der überwiegenden Mehrheit, Hoffnung und Optimismus wiederzufinden oder die Krankheit gar „aktiv zu meistern“. Dieser positive Trend zeigte sich offenbar auch bei den Frauen, die zunächst depressiv reagiert hatten. Den Studienautoren zufolge traten depressive Verstimmungen vermehrt nach der Diagnose auf, verschwanden aber in der Regel nach Therapieende, so dass erfreulicherweise insgesamt nur sehr wenige Patientinnen dauerhaft davon betroffen waren.

Interessanterweise verschwanden mit der Zeit auch die guten Vorsätze. So stellten Frauen aller Bewältigungsgruppen zu Beginn ihrer Erkrankung ihren Lebensstil oft in Richtung gesunder Ernährung, weniger Rauchen und mehr Sport um. Doch nach ein paar Jahren war die gesündere Lebensweise den alten Gewohnheiten wieder gewichen. Ausnahme blieb der Trend zu mehr sportlicher Aktivität, der insbesondere bei Frauen mit Tendenz zur Hilflosigkeit ausgeprägter war. Hinsichtlich des Wiedereinstiegs in den Beruf konnten die Forscher keine Unterschiede zwischen Patientinnen mit adapativen und maladaptiven Bewältigungsreaktionen finden. Allerdings zeigte sich, dass die höher qualifizierten Patientinnen ihre Berufstätigkeit deutlich häufiger wieder aufnahmen als die geringer qualifizierten.

„Ich denke, dass viele Frauen die Ergebnisse als erleichternd empfinden, weil ihnen der Druck genommen wird, sich vermeintlich vorbildlich verhalten zu müssen“, meint Soziologe Geyer. Andererseits werde aber auch klar, dass sich der Krankheitsverlauf nicht so steuern lasse, wie es sich viele wünschten. Trotzdem spreche viel für ein adaptives Bewältigungsmuster: „Die Frauen profitierten von deutlich mehr Lebensqualität.“

Stand: 8. Oktober 2015
Beatrice Hamberger